

Zehn Jahre Papst Franziskus

Starke Symbole – bewegende Texte – fehlende Entscheidungen

Von Erich Garhammer

Angesichts des Reformstaus unter Papst Benedikt hat Kardinal Carlo Martini in einem Interview kurz vor seinem Tod am 8. August 2012 in aller Deutlichkeit ausgesprochen, wie er sich eine Reform der Kirche vorstellt. Und er hat zugleich formuliert, was ein künftiger Papst in Angriff nehmen sollte.

Kirche - warum bewegst du dich nicht

Seiner Meinung nach ist die Kirche in den Wohlstandsländern Europas und Amerikas müde geworden. „Unsere Kultur ist alt, unsere Kirchen sind groß, Häuser sind leer, die Organisation wuchert, unsere Riten und Gewänder sind prächtig. Doch drücken sie das aus, was wir heute sind? Dienen die Kulturgüter, die wir zu pflegen haben, der Verkündigung und den Menschen? Oder binden sie zu sehr unsere Kräfte, so dass wir uns nicht bewegen können, wenn eine Not uns bedrängt? Der Reichtum belastet uns. Wir stehen da wie der reiche Jüngling, der traurig wegging, als ihn Jesus zur Mitarbeit gewinnen wollte. Ich weiß, dass wir nicht leicht alles verlassen können. Doch wir könnten zumindest Menschen suchen, die frei und den Menschen nahe sind. Wie es Erzbischof Romero und die Jesuitenmartyrer von El Salvador waren. Wo sind die Helden bei uns, auf die wir schauen können? Keinesfalls dürfen wir sie mit den Fesseln der Institution behindern.“

Wer kann der Kirche heute helfen? Auf die Frage nach den Heilmitteln empfahl Kardinal Martini drei starke Medikamente.

Die Umkehr. Die Kirche – angefangen vom Papst und den Bischöfen – muss sich zu ihren Fehlern bekennen und einen radikalen Weg der Veränderung gehen. Die Skandale um den Missbrauch von Kindern zwingen uns, Schritte der Umkehr zu setzen. Die Fragen zur Sexualität und zu allen Themen, die den Leib betreffen, sind ein Beispiel. Sie sind jedem Menschen wichtig. Nehmen wir wahr, ob die Menschen die Stimme der Kirche zur Sexualmoral noch hören? Ist die Kirche hier überhaupt noch eine glaubwürdige Gesprächspartnerin oder nur noch eine Karikatur in den Medien?

Das Wort Gottes. Das Zweite Vatikanische Konzil gab den Katholiken wieder die Bibel in die Hand. Aber können sie die Heilige Schrift verstehen? Wie finden Katholiken einen selbstbewussten Umgang mit dem Wort Gottes? Nur wer dieses Wort in sein Herz aufnimmt, kann beim Neuaufbruch der Kirche mitmachen und in persönlichen Fragen gute Entscheidungen treffen. Das Wort Gottes ist einfach und sucht als Partner das hörende Herz. Dazu braucht es nur Stille, Hören, Lernen, Fragen und Warten, wenn ich es nicht fassen kann. Nicht der Klerus und nicht das Kirchenrecht können die Innerlichkeit des Menschen ersetzen. Alle äußeren Regeln, Gesetze und Dogmen sind dazu da, um die innere Stimme des Menschen zu profilieren und die Geister zu unterscheiden.

Die Sakramente. Die Sakramente sind keine Instrumente zur Disziplinierung, sondern eine Hilfe für die Menschen an den Wendepunkten und in den Schwächen des Lebens. Bringen

wir Sakramente zu den Menschen, die neue Kraft brauchen? Martini denkt an die vielen geschiedenen und wiederverheirateten Paare, an die Patchwork-Familien. Sie brauchen besondere Unterstützung. Die Kirche steht zur Unauflöslichkeit der Ehe. Es ist eine Gnade, wenn eine Ehe und Familie gelingen. Wenn die Eheleute zusammenhalten und einander tragen. Wenn sie Kinder haben und sie zu selbständigen und mutigen Christen erziehen. Christliche Familien zeichnen sich aus durch die Kraft, jenen entgegenzukommen, die Not haben in der Beziehung oder in der Erziehung.

Die Art und Weise, wie die Kirche mit Patchwork-Familien umgeht, bestimmt die Generation der Kinder. Eine Frau wurde von ihrem Mann verlassen und findet einen neuen Lebenspartner, der sie und die drei Kinder annimmt. Die zweite Liebe gelingt. Wenn diese Familie diskriminiert wird, wird nicht nur sie, sondern werden auch ihre Kinder zurückgestoßen. Wenn sich die Eltern in der Kirche ausgeschlossen fühlen oder keine Unterstützung erfahren, verliert die Kirche die nächste Generation. Vor der Kommunion beten wir: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“ Wir wissen, dass wir unwürdig sind und mit unserer Leistung die Liebe nicht verdienen. Liebe ist Gnade. Liebe ist Geschenk. Die Einladung, zur Kommunion zu gehen und das eucharistische Brot zu empfangen, richtet sich an die Suchenden und Bedürftigen. Das ist kein Anbieten, sondern ein selbstbewusstes Angebot der Kirche im Wissen darum, dass bei Gott nichts unmöglich ist und dass er heilt, was verwundet ist. Die Frage, ob Geschiedene zur Kommunion gehen dürfen, sollte umgedreht werden. Wie kann die Kirche den Menschen, deren Beziehung schwierig oder gescheitert ist, mit der Kraft der Sakramente beistehen?

Kirche 200 Jahre zurückgeblieben

Auf die Frage, was ihn persönlich bewege, antwortete Martini: „Die Kirche ist zweihundert Jahre lang stehen geblieben. Warum bewegt sie sich nicht? Haben wir Angst? Angst statt Mut? Wo doch der Glaube das Fundament der Kirche ist. Der Glaube, das Vertrauen, der Mut. Ich bin alt und krank und auf die Hilfe von Menschen angewiesen. Die guten Menschen um mich herum lassen mich die Liebe spüren. Diese Liebe ist stärker als die Hoffnungslosigkeit, die mich im Blick auf die Kirche in Europa manchmal überkommt. Nur die Liebe überwindet die Müdigkeit. Gott ist die Liebe.“

Der Rücktritt von Papst Benedikt schafft eine neue Situation

Man muss sich noch einmal zehn Jahre zurückversetzen, Als Papst Benedikt am 11. Februar seinen Rücktritt erklärte und ihn am 28. Februar vollzog. Wer würde sein Nachfolger sein? Als am 13. März Kardinal Jorge Mario Bergoglio von Buenos Aires auf die Segensloggia trat, war die Überraschung groß. Er war im 5. Wahlgang zum Papst gewählt worden und gab sich den Namen Franziskus. Bereits sein erster Auftritt auf der Segensloggia machte deutlich, dass hier einer das Papstamt ganz neu interpretieren wird.

Der erste Auftritt des Neuen

Franziskus trat in einfachem weißem Talar auf und mit einfachem Brustkreuz. Die Stola legte er nur zum Segen um und dann sofort wieder ab. Bereits bei der Ankleideszene soll es zu

einer Auseinandersetzung gekommen sein, die er mit der Aussage „der Karneval ist vorbei“ quittiert haben soll. Dann seine ersten Sätze: „Brüder und Schwestern! Guten Abend!“ Er vermittelt Nähe, Vertrautheit, sein Gruß ist der Gruß eines Bekannten, den man auf der Straße trifft. Hier zeigt einer eine Haltung von Urbanität. Und er fährt fort: „Ihr wisst, es war die Aufgabe des Konklaves, Rom einen Bischof zu geben. Es scheint, meine Mitbrüder, die Kardinäle, sind fast bis ans Ende der Welt gegangen, um ihn zu holen ... Aber wir sind hier ... Ich danke euch für diesen Empfang. Die Diözese Rom hat nun ihren Bischof. Danke. Zunächst möchte ich ein Gebet sprechen für unseren emeritierten Bischof Benedikt XVI. Beten wir alle gemeinsam für ihn, dass der Herr ihn segne und die Mutter Gottes ihn beschütze.“

Franziskus beschreibt die Papstwahl als Wahl des Bischofs von Rom. Diesen Bischof hat man allerdings nicht aus dem italienischen oder europäischen Episkopat ausgewählt, sondern man ist bis ans Ende der Welt gegangen, um den geeigneten Kandidaten zu finden. Der Lateinamerikaner bringt damit zum Ausdruck, dass sein Kontinent von Europa aus oft als Ende der Welt gesehen wird, als marginal. Dann betet er für seinen Vorgänger, den zurückgetretenen Papst Benedikt: auch das eine neue Situation, dass der Vorgänger noch lebt. Papst Franziskus hat seinen Vorgänger sogar am Telefon in Castel Gandolfo anzurufen versucht, um ihm seine Wahl persönlich mitzuteilen. Doch der saß vor dem Fernsehgerät, um die Nachricht dort zu erfahren. Der Papst em. wird sofort miteinbezogen, auch die versammelten Schaulustigen werden zu Gläubigen und einer Gebetsgemeinschaft. Die nächsten Sätze deuten ein neues Verständnis des Papstamtes an: „Und jetzt beginnen wir diesen Weg – Bischof und Volk –, den Weg der Kirche von Rom, die den Vorsitz in der Liebe führt gegenüber allen Kirchen; einen Weg der Brüderlichkeit, der Liebe, des gegenseitigen Vertrauens. Beten wir immer füreinander. Beten wir für die ganze Welt, damit ein großes Miteinander herrsche. Ich wünsche euch, dass dieser Weg als Kirche, den wir heute beginnen und bei dem mir mein Kardinalvikar, der hier anwesend ist, helfen wird, fruchtbar sei für die Evangelisierung dieser schönen Stadt.“ Er beschreibt seinen Weg als gemeinsamen Weg von Bischof und Volk. Rom ist zunächst eine Diözese wie alle anderen, allerdings mit einer bestimmten Tradition, nämlich dem Vorsitz der Liebe, die sich in Brüderlichkeit und gegenseitigem Vertrauen ausdrückt. Die Evangelisierung beginnt in dieser Stadt, auch die urbs Roma ist nicht Besitzerin des Evangeliums, sie bedarf der Evangelisierung bis hinein in die Kurie.

Nur der Gesegnete kann segnen

Und dann kommt es zu einer bewegenden Geste und Einladung: „Und nun möchte ich den Segen erteilen, aber zuvor bitte ich euch um einen Gefallen. Ehe der Bischof das Volk segnet, bitte ich euch, den Herrn anzurufen, dass er mich segne: das Gebet des Volkes, das um den Segen für seinen Bischof bittet. In Stille wollen wir euer Gebet für mich halten.“ Der Papst beugt sich nieder, eine Gebetsstille erfüllt den Petersplatz und das Volk bestätigt in einer spirituellen acclamatio den neuen Papst. Erst dann spendet der neue Papst den Segen: nur der Gesegnete kann segnen. Er singt den Segen nicht, sondern spricht ihn, so dass sofort das alte Sprichwort die Runde macht: Jesuita non cantat. Dieses Wort bezieht sich allerdings auf das Chorgebet der Jesuiten, zu dem sie nicht verpflichtet sind, nicht auf eine

Vorschrift, nicht singen zu dürfen. Der neue Papst kann aufgrund einer Lungenoperation nicht singen.

Der Papst verabschiedet sich zum Schluss mit einem vertrauten „gute Nacht und angenehme Ruhe“. Das geistliche Zeremoniell ist hier eingebettet in eine Inszenierung von Alltag, unaufgeregt, aber herzlich. Wer ist dieser neue Papst, so fragen sich nicht nur die Menschen auf dem Petersplatz?

Mächtiger Eindruck beim Vorkonklave

Seine Rede im Vorkonklave hat die Kardinäle wohl mächtig beeindruckt. Er liefert eine eigene Interpretation von Evangelisierung als Daseinsgrund der Kirche: „Evangelisierung setzt apostolischen Eifer voraus, Evangelisierung setzt in der Kirche den Freimut (parrhesia) voraus, aus sich selbst herauszugehen (salir de sí misma). Die Kirche ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und zu den Peripherien zu gehen, nicht nur an die geographischen, sondern auch an die existentiellen Peripherien. Die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, der religiösen Nichteinhaltung, die des Denkens, die jeglichen Elends.“ Evangelisierung hat zunächst eine Voraussetzung: den Freimut zur Exzentrik. Das Zentrum liegt nicht in der Kirche, sondern an den Peripherien, sowohl geografisch als auch existentiell. Das Gegenteil der missionarischen Exzentrik ist die unfruchtbare Selbstbezüglichkeit und Selbstbespiegelung: „Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um zu evangelisieren, bleibt sie selbstbezüglich (autorreferencial) und wird dann krank (cf. die in sich verkrümmte Frau des Evangeliums). Die Übel, die sich im Lauf der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzel in der Selbstbezüglichkeit (autorreferencialidad), eine Art (surte) theologischer Narzissmus.“ Franziskus bezieht sich hier auf die Stelle Lk 13,10-17. Von der gekrümmten Frau wird gesagt, dass sie sich nicht mehr aufrichten und nicht mehr auf das Ganze blicken kann. Die Kirche wird zu einer solchen Frau, wenn sie sich nur auf sich selbst bezieht und nicht aufs Ganze blickt. Franziskus erweitert diese Sicht noch mit einer Referenz auf die Johannes-Apokalypse: „In der Apokalypse sagt Jesus, dass er an der Tür steht und anklopft. Offensichtlich bezieht sich der Text darauf, dass er von außen klopft um einzutreten ... Aber ich denke an die Male, wenn Jesus von innen klopft, daran, damit wir ihn herausgehen lassen. Die selbstbezügliche (autorreferencial) Kirche beansprucht (pretende) Jesus Christus für sich drinnen und läßt ihn nicht nach außen treten.“ Die Anrede an die Gemeinde von Laodizea, die als lau beschrieben wird, weder heiß noch kalt (Offb 3,14-22), wendet Franziskus auf die Kirche an und dreht das Bild um: sie hat Jesus eingesperrt, er klopft nicht von außen, sondern von innen und möchte zu den Menschen gehen. Die Kirche beansprucht ihn nur für sich selbst.

Kirche ist relativ

Eine solche selbstbezügliche Kirche kreist nur um sich selbst und verfehlt sich dadurch: denn ihr Auftrag ist ihre Relativität, ihre Bezogenheit auf Christus und die Menschen und nicht ihre Selbstverabsolutierung. In dieser Passage des Textes hat sich allerdings ein gravierender Übersetzungsfehler der Rede eingeschlichen. Es ist vom „Geheimnis des Lichtes“ die Rede, es muss jedoch heißen „Geheimnis des Mondes“: „Wenn die Kirche selbstbezüglich

(autorreferencial) ist, ohne es zu merken, glaubt sie, dass sie ihr eigenes Licht hat; sie hört auf, das „mysterium lunae“ (Geheimnis des Mondes) zu sein, und gibt jenem schwerwiegenden Übel der geistlichen Mundanität Raum (nach De Lubac das schlimmste Übel, das über die Kirche hereinbrechen kann), die dann lebt, damit man sich wechselseitig wichtig nimmt.“ Franziskus knüpft hier an die lunare Ekklesiologie der Kirchenväter an: Kirche ist nicht die Sonne, sondern der Mond, sie bezieht ihr Licht nicht von sich selbst, sondern von der Sonne Christus: „Vereinfacht gesagt, gibt es zwei Bilder von Kirche: die evangelisierende Kirche, die aus sich heraustritt (sale de sí); die das Wort Gottes ehrfürchtig hört und es treu verkündet (Dei verbum religiose audiens et fidenter proclamans); oder die mundane Kirche, die in sich, von sich und für sich lebt.“

Die Metapher der „Ent- und Verweltlichung“ bekommt hier eine ganz neue Konnotation: Kirche ist dann verweltlicht, wenn sie Jesus für sich behält, ihn der Welt vorenthält. Entweltlichung ist ihre Zentrierung in Jesus und ihre Verausgabung für die Menschen. Von hier aus kann und muss über „Entweltlichung“ ganz neu nachgedacht werden, ganz anders als sein Vorgänger diese Wörter gebraucht hat.

Eine neue Konzilsdeutung

Das Pontifikat von Papst Benedikt war geprägt von seiner Sorge um die richtige Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. Immer wieder betonte er, dass vor allem der „Geist des Konzils“ oder „das Ereignis Konzil“ oder „das Konzil der Medien“ in den Vordergrund gerückt werde, aber nicht die Texte des Konzils. Er hat zwischen einer Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruchs („die Kirche nach dem II. Vatikanum sei eine andere als die vor dem II. Vatikanum“) und einer Hermeneutik der Reform („die Kirche nach dem II. Vatikanum sei keine neue, sondern nur eine erneuerte Kirche“) unterschieden. In seiner letzten Ansprache vor dem Klerus der römischen Diözese hat er das wahre Konzil vom Konzil der Medien abgehoben. Das wahre Konzil werde sich immer mehr durchsetzen. Papst Franziskus hat nicht von ungefähr am Geburtstag von Papst em. Benedikt XVI. am 16. April 2013 in seinem Morgengottesdienst das Thema des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgegriffen: „Der Heilige Geist drängt zum Wandel, und wir sind bequem.“ Er hat in seiner Predigt deutlich Stellung bezogen und die mangelhafte Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils beklagt. Das sei vor allem ein geistliches Problem: „Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er drängt die Kirche, weiterzugehen. Aber wir sind wie Petrus bei der Verklärung, ‚Ah, wie schön ist es doch, gemeinsam hier zu sein.‘ Das fordert uns aber nicht heraus. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht. Denn er ist Gott und ist wie der Wind, der weht, wo er will. Er ist die Kraft Gottes, der uns Trost gibt und auch die Kraft, vorwärtszugehen. Es ist dieses ‚vorwärts gehen‘, das für uns so anstrengend ist. Die Bequemlichkeit gefällt uns viel besser.“

Papst Franziskus – der Jesuit

Mit Papst Franziskus wurde nach dem Kamaldulensermönch Gregor XVI., der 1831 gewählt wurde, wieder ein Ordensmann Papst. Letzterer war vor allem geprägt durch seine defensive Haltung der Welt gegenüber. Die Enzyklika „Mirari vos“, die die Meinungsfreiheit und

Pressefreiheit verurteilte und das ganze Jahrhundert prägen sollte, ist ein sprechendes Beispiel für den Geist dieses Pontifikats.

Papst Franziskus ist der erste Jesuit auf dem Papstthron. Viele hatten erwartet, er würde sich vielleicht Papst Clemens XV. nennen. Clemens XIV. hatte 1773 den Jesuitenorden aufgehoben – wäre das jetzt nicht eine Gelegenheit zur Rehabilitierung des Jesuitenordens?

Franziskus nimmt durchaus seine Prägung durch den Orden mit: er bezieht sich auf den Ordensgründer Ignatius und beherzigt seine Maxime: „Non coaceri a maximo, sed contineri a minimo divinum est.“ Tagtäglich die großen und die kleinen Dinge des Alltags mit einem großen und für Gott und für die anderen offenen Herzen zu erledigen, so übersetzt Franziskus diese Maxime. Das heißt für ihn: die kleinen Dinge wertzuschätzen im Horizont des Reiches Gottes. Zum anderen sieht er den Jesuitenorden als exemplarische Verwirklichung einer dezentrierten Kirche. Die Gesellschaft Jesu darf nicht ihre eigene Struktur in den Mittelpunkt stellen, das würde sie selbstgenügsam und egozentrisch machen. Sie muss vielmehr den „Deus semper maior“ vor sich haben, das führt sie aus sich heraus an die Grenzen, an die Ränder der Gesellschaft.

Kein Flughafenpapst, sondern an der Seite der Armen

Als Franziskus zum Papst gewählt wurde, stand die erste Reise schon fest: zum Weltjugendtag in Brasilien. Papst Benedikt ist deswegen zurückgetreten – seiner Aussage nach – weil er diese Reise gesundheitlich nicht mehr schaffen würde. Franziskus wollte aber das verordnete Reiseprogramm durch eine programmatische Reise neu gewichten: er wollte das Korsett des Reisepapsttums durch eine neue Sehweise sprengen. Reisen sind kein Selbstzweck, der Papst ist kein Flughafenpapst, sondern er ist solidarisch an der Seite der Armen. Das wollte er mit seiner Reise auf die Insel Lampedusa am 8. Juli 2013 zum Ausdruck bringen.

Seine Predigt enthielt zwei Botschaften. Zum einen, dass ihm der Tod vieler Flüchtlinge einen Stich ins Herz versetze. „Als ich vor einigen Wochen diese Nachricht hörte, die sich leider sehr oft wiederholte, drangen die Gedanken immer wieder wie ein Leid bringender Stich ins Herz. Und da habe ich gespürt, dass ich heute hierher kommen musste, um zu beten, um eine Geste der Nähe zu setzen, aber auch um unsere Gewissen wachzurütteln, damit sich das Vorgefallene nicht wiederhole. Es wiederhole sich bitte nicht.“ Er verband aber diesen Mahnruf auch mit einem Dank an die Inselbewohner, die alles in ihrer Macht Stehende unternehmen und ein Beispiel der Solidarität leisten.“

Dann stellte er die Situation von Lampedusa unter das Licht des Evangeliums: er versuchte eine Auslegung der Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums: „Wo ist dein Bruder?“ Sein Blut schreit bis zu mir, sagt Gott. Das ist keine Frage, die an andere gerichtet ist, es ist eine Frage, die an mich, an dich, an jeden von uns gerichtet ist. Gott fragt einen jeden von uns: „Wo ist dein Bruder, dessen Blut zu mir schreit?“ Niemand in der Welt fühlt sich heute dafür verantwortlich; wir haben den Sinn für brüderliche Verantwortung verloren; wir sind in die heuchlerische Haltung des Priesters und des Leviten geraten, von der Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter sprach: Wir sehen den halbtoten Bruder am Straßenrand, vielleicht denken wir „Der Arme“ und gehen auf unserem Weg weiter; es ist nicht unsere

Aufgabe; und damit beruhigen wir uns selbst und fühlen uns in Ordnung. Die Wohlstandskultur, die uns dazu bringt, an uns selbst zu denken, macht uns unempfindlich gegen die Schreie der anderen; sie lässt uns in Seifenblasen leben, die schön, aber nichts sind, die eine Illusion des Nichtigen, des Flüchtigen sind, die zur Gleichgültigkeit gegenüber den anderen führen, ja zur Globalisierung der Gleichgültigkeit.

Franziskus gibt den Toten ein Gesicht, sie sind nicht einfach die Flüchtlinge, Migranten ohne Biografie oder gar ein Flüchtlingsstrom. Und dann wieder eine provokative Identifikation: wir sind eher Herodes als barmherziger Samariter. Anfang der Umkehr wäre das Erschrecken darüber, wie wir verstrickt sind in diese Zusammenhänge, in sozioökonomische Kontexte, die solche Dramen verursachen. Wie ein Dramatiker versetzt er uns zunächst in Furcht und Erschrecken, damit wir überhaupt zum Mitleid und zum Handeln fähig werden.

Und er bewegt sie doch nicht

Vier Jahre nach seinem Amtsantritt habe ich ein Buch über Papst Franziskus geschrieben: „Und er bewegt sie doch. Wie Papst Franziskus Kirche und Welt verändert“ (Würzburg 2017). Das Buch war voller Optimismus über die ersten Jahre von Papst Franziskus. Heute stellt sich die Frage: Hat Papst Franziskus innerhalb von zehn Jahren etwas von dem geschafft, was Kardinal Martini als Wünsche an das nächste Pontifikat formuliert hat?

Die Bilanz ist gemischt:

Papst Franziskus hat das Wort Gottes neu zum Klingen gebracht. Sein Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“ war ein Sprachereignis.

Die Sakramente sind für ihn Wege der Inklusion, nicht der Exklusion: sein nachsynodales Schreiben „Amoris laetitia“ wollte dem Rechnung tragen und einen neuen Umgang mit den wiederverheirateten Geschiedenen ermöglichen.

Die Enzyklika „Laudato Si“ fand weit über die Kirche hinaus große Beachtung. Der Filmemacher Wim Wenders war begeistert und stellte fest, dass er nie einen solchen Text von einem Papst erwartet hätte. Papst Franziskus entwickelte darin die katholische Soziallehre weiter. Er erklärte die Atmosphäre, die Ozeane und die Regenwälder zu globalen Gemeingütern, denen das Privateigentum untergeordnet ist.

Viele Entscheidungen aber hat er vertagt. Die Frage nach dem Diakonat für Frauen ist auch nach zwei eingesetzten Kommissionen immer noch nicht entschieden. Das Rücktrittsgesuch von Kardinal Woelki ist nach einer erfolgten Visitation des Erzbistums und einer Auszeit für den Kardinal nach einem Jahr immer noch nicht beantwortet. Vor allem auch die geschwätzigen Pressekonferenzen beim Rückflug von Auslandsbesuchen stoßen immer mehr auf Kritik. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, dieses „Lehramt durch Interviews“ jüngst bemängelt.

Die offene Frage Synodalität

So richten sich aktuell die Erwartungen an die laufende Weltsynode. Papst Franziskus hat die Idee der Synodalität auf die Tagesordnung seines Pontifikats gesetzt. Anders als eine

Synode, die eine Zusammenkunft hauptsächlich von Klerikern zur Beratung kirchlich relevanter Themen beschreibt, bezeichnet der Begriff der Synodalität keine Versammlung, sondern ein Prinzip, das dem Zusammenkommen in Form von Synoden zugrunde liegt, oder wie die Internationale Theologische Kommission (2018, Nr. 6) formuliert hat, einen „spezifischen modus vivendi et operandi der Kirche als Gottesvolk.“ In dem veröffentlichten Dokument des Generalsekretariats der Bischofssynode (2021, Nr. 1) heißt es, der Papst lade durch den von ihm ausgerufenen, synodalen Prozess „die ganze Kirche ein, sich Gedanken zu machen über ein für ihr Leben und ihre Sendung entscheidendes Thema: ‚Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet‘. Dieser Weg, der der Spur des vom II. Vatikanischen Konzil der Kirche vorgeschlagenen ‚aggiornamento‘ folgt, ist Gabe und Aufgabe: Wenn sie gemeinsam unterwegs ist und gemeinsam über den zurückgelegten Weg nachdenkt, kann die Kirche aus ihren Erfahrungen lernen, welche Prozesse ihr helfen können, die Gemeinschaft zu leben, die Teilhabe aller umzusetzen und sich der Sendung zu öffnen. Unser ‚gemeinsames Gehen‘ ist tatsächlich das, was wesentlich die Natur der Kirche als pilgerndes und missionarisches Volk Gottes verwirklicht und darstellt.“

Mit dem Prinzip der Synodalität steht allerdings die Frage nach dem Verhältnis von Orts- und Universalkirche im Raum. Die eine katholische Kirche besteht, so das Zweite Vatikanische Konzil, nicht nur „in“ den Ortskirchen, sondern auch „aus“ den Ortskirchen (LG 23). Die Ortskirchen sind also keine Dependancen der Universalkirche, sondern die Bausteine, aus denen die Universalkirche sich zusammensetzt. Noch ist offen, wieviel an theologischem Eigenprofil, das möglicherweise auch in Spannung zu anderen Teilkirchen steht, einer einzelnen Ortskirche zugestanden wird.

Der weltweite Synodale Prozess und der Synodale Weg in Deutschland haben diese offene Frage noch nicht geklärt. Da der Synodale Weg den Bischöfen bei Beschlussfassungen eine Zweidrittelmehrheit sichert und es darüber hinaus jedem Diözesanbischof selbst überlassen bleibt, was er von den Beschlüssen des Synodalen Weges umsetzt, bleiben die monarchisch-episkopalen Rechte der Bischöfe unangetastet. Die katholische Kirche besitzt bislang keine Erfahrung mit nicht bloß Klerikern vorbehaltenen Formen der Synodalität. Aktuell ist die Differenz zwischen Synodalem Weg und der Kurie in Rom ungeklärt. Wie dieser Streit ausgeht, ist nicht unerheblich für das Verständnis von Synodalität insgesamt, er entscheidet auch über das Pontifikat von Papst Franziskus.

Literatur: Erich Garhammer, Und er bewegt sie doch. Wie Papst Franziskus Kirche und Welt verändert, Würzburg 2017.